

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 4 (1914)

Heft: 1

Artikel: Friedrich Michelis als Schriftsteller : 1815-1886 [Fortsetzung]

Autor: Menn

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-403842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich Michelis als Schriftsteller.

(1815—1886.)

(Fortsetzung¹).

II.

„Herrn Prof. Dr. Ch. Schlüter zu Münster, dem verehrten Lehrer und treuen Freunde, dankbar gewidmet“ ist die „*Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit*“. *In allgemein fasslicher Darstellung*. Braunsberg 1865. „Der Titel dieser Schrift“, heisst es im Vorwort, „könnte das Vorurteil erwecken, als ob es sich in derselben nur um einen populären Abriss der Geschichte der Philosophie nach der gangbaren Auffassung handle. Weit davon entfernt, will sie vielmehr eine von der Wurzel aus in allen ihren Wendungen innerlich korrigierte und kritisch berichtigte Darstellung der Geschichte der Philosophie geben.“ Mit anderen Worten: Der Verfasser will von seinem auf Plato gegründeten Standorte aus die philosophische Entwicklung beurteilen. Der Kern der platonischen Philosophie, „ihre wirkliche höchste Intention, wenn auch nicht vollständig erreichtes Resultat“, ist „die im Denken erfasste und festgestellte Unterscheidung des realen Unendlichen und des realen Endlichen, so dass jenes mit dem Begriffe des persönlichen Gottes, dieses mit dem Begriffe des durch den Willen Gottes Gewordenen, also Geschaffenen zusammenfällt“ (S. 50). Aber „in demselben Momente, wo das endliche Denken, um sich selbst zu konservieren, das persönliche Absolute setzt, muss es erkennen, dass es diesen Denkakt umkehren muss, dass es in Wahrheit nicht das absolut Persönliche als seine Setzung,

¹) Siehe Heft 3, Jahrg. 1913, dieser Zeitschrift.

sondern umgekehrt sich nur als Setzung des absolut Persönlichen begreifen kann. Durch diese Umkehr ist dann die Möglichkeit, die Wahrheit des Denkens durchzuführen, gegeben, indem alles, was im endlichen Gegensatze des Geschaffenen als ein relatives ist, in Gott nicht als solches, sondern absolut ist. Die Hemmung, welche das empirische Denken in dem diesseitigen Zustande in dieser an sich als möglich erkannten Durchführung erfährt, erkennt das christliche Bewusstsein als Folge der Störung, die in dem Verhältnisse des Geschaffenen zu Gott durch die Kreatur eingetreten ist, einer Störung, die in Christo, dem Menschgewordenen, und seinem Werke objektiv wieder aufgehoben und überwunden ist und durch das Denken und die Philosophie subjektiv mehr und mehr wieder aufgehoben werden soll. (S. 331 f.) Eine wichtige Rolle in der Auffassung des Verfassers spielen die platonischen Begriffe des Seins und der Bewegung, woran „das wirkliche Verständnis des ganzen geschichtlichen Entwicklungsganges hängt, und wovon nicht minder die wirkliche Lösung der Aufgabe der christlichen Philosophie abhängt“ (S. 230). Diese Aufgabe, „der innerste und wahre Herzpunkt der christlichen und aller Philosophie“ ist das „Bestreben, die Welt aus dem innern Leben des dreieinigen Gottes zu verstehen“. Mehrfach wird auch auf die Bedeutung der Sprache hingewiesen und z. B. gesagt, „dass das den Begriff fixierende Wort als Glied im Baue der Sprache ein jedem individuellen denkenden Subjekte vorausliegendes ist. Fassen wir daher die Sprache nur als ein objektives und allgemeines in ihrem Zusammenhange mit dem schaffenden Logos, so werden wir eben durch den Denkakt in der Sprache in den wahren und ewigen Zusammenhang des Seins eingeführt, worin allein alles einzelne in seinem wahren Wesen erkannt werden kann“ (S. 232). Diese wenigen Andeutungen müssen an dieser Stelle genügen.

Die Darstellung selbst richtet sich nach den drei Hauptperioden, welche die wesentlichen Wendungen ihrer innern Entwicklung bezeichnen. Die erste umfasst die freie und selbständige Entwicklung der Philosophie bei den Hellenen vom 6. Jahrhundert vor Christus bis zur Zeit der Geburt Christi. Gleich im Eingange wird die besondere Bedeutung des Anaximander hervorgehoben, der zuerst den so wichtigen Gegensatz des Endlichen und des Unendlichen in die Philosophie

einführte. Eine gründliche Darstellung ist der Trias jener im Verhältnis von Lehrer und Schüler zueinander stehenden Männer, Sokrates, Plato und Aristoteles, zuteil geworden.

Die zweite Periode umfasst die Zeit der freundschaftlichen Verbindung der hellenischen Philosophie mit der kirchlichen Wissenschaft, vom Anfang des Christentums bis zum Ausgang des Mittelalters und der grossen abendländischen Kirchenspaltung, von Christi Geburt bis gegen 1500. Wir berühren hier nur *einen* Punkt: die Beurteilung des hl. Thomas von Aquin. M. ist weit davon entfernt, ihn zu unterschätzen, stellt ihn vielmehr so hoch, wie nur immer möglich. Auf der anderen Seite ist er aber ebensoweit davon entfernt, ihm eine Stellung einzuräumen, wie es die Neuscholastiker tun, als ob es sich hier um die vollkommene *philosophia perennis* handle, so dass der Gegenwart nichts anderes übrig bliebe, als in die Schule des Thomas zu gehen und sich mit seinen Resultaten lediglich zu bescheiden, wie es heutzutage der zweite und der dritte unfehlbare Papst tatsächlich haben wollen.

Die dritte Periode umfasst die neue selbständige Erhebung der Philosophie nach der Kirchenspaltung. Auch hier weist die Darstellung stets auf die Notwendigkeit des besseren Verständnisses der platonisch-aristotelischen Philosophie hin.

Zum Schluss noch ein kurzer Hinweis auf den Kontrast zwischen damals und später. Wenn der „Literarische Handweiser“ in Münster von dem Buche bereits „viel Schönes gehört und gelesen“, wenn das „Westfälische Kirchenblatt“ „dem vortrefflichen Buche eine möglichst grosse Verbreitung“ besonders unter der studierenden Jugend und dem jüngeren Klerus wünscht, wenn die „Kölnischen Blätter“ sich sogar bewusst sind, „nicht zu viel zu sagen, wenn sie dieses Werk als eine der wenigen grossen Erscheinungen in unserer Literatur begrüßen“, so liegt es deutlich vor aller Augen, welcher Wandel bezüglich der Scholastik sich seither vollzogen hat.

Es muss Staunen erregen, dass ein einzelner Mann, der als Pfarrer und Professor der Philosophie, als philosophischer und theologischer Schriftsteller eine aussergewöhnlich ausgedehnte Tätigkeit entfaltete, noch dazu in den Naturwissenschaften, speziell in der Botanik, tiefe fachmännische Kenntnisse erwerben und auf Grund derselben eine auf gründlichster Bekanntschaft mit den verschiedenen Tatsachen beruhende

naturphilosophische Schrift, wie die jetzt zu nennende, verfassen konnte: „*Das Formentwicklungsgesetz im Pflanzenreiche, oder das natürliche Pflanzensystem nach idealem Prinzipie ausgeführt.*“ Bonn 1869. Da sich später noch Gelegenheit bieten wird, auf ähnliche Arbeiten einzugehen und die Tendenz des Verfassers darzulegen, so müssen wir uns hier auf eine kurze Andeutung beschränken. Beweisthema ist, „dass die anscheinend unübersehbare Formmannigfaltigkeit im Pflanzenreiche von einem einzigen erkennbaren Gedanken beherrscht sei“. Seinen Standpunkt deutet er in der Vorrede folgendermassen an: „In der Tat ist jede Pflanzenform die resultierende Wirkung der Kombination einer Mehrheit von Gestaltungsrichtungen, deren jede nur dadurch möglich ist, dass sie innerhalb der Idee der Urform liegt, deren Darstellung selbst nicht das Prinzip der erscheinenden Pflanzenwelt ist, sondern zu der diese sich gegensätzlich verhält, indem die Urform phanerogamisch zwar erreicht, aber sofort durch den mit ihr verknüpften, mit der Entwicklung des Individuums kontrastierenden Prozess der Blüte zur Grundform alteriert, kryptogamisch aber noch nicht erreicht, sondern nur in der Zerlegung angedeutet ist. Eine notwendige Folge dieses Tatbestandes ist, dass jede unterschiedene Pflanzenform ein singuläres, ein individuell charakteristisches ist, und daher die Erkenntnis entweder zu der Annahme einer unberechenbaren Menge von nebeneinander stehenden Zufälligkeiten, wodurch die Wissenschaft und das Denken aufgehoben wird, oder zur Durchführung der idealen Auffassung als zu ihrem endlichen Resultate gelangen muss. In der als Deszendenz- oder Transmutationstheorie geltend gemachten Lamarck-Darwinischen Hypothese ist die Wissenschaft in diesem Augenblicke auf das erste Glied dieser Alternative eingegangen, und ich werde daher zum Schlusse meines kritischen Vorwortes die Berechtigung einer versuchten Durchführung des idealen Standpunktes durch den gegebenen Nachweis dafür darlegen, dass dieses das ernste Denken erröten machende Gaukelspiel eine, wenn auch nicht unausweichbare, so doch eine sehr naheliegende Konsequenz des unhaltbaren Zustandes ist, in dem sich die Wissenschaft infolge des nicht ideal beherrschten empirischen Fortschrittes befindet.“

Als Parergon zum vorgenannten Buche ist zu erwähnen: „*Der Gedanke in der Gestaltung des Pflanzenreiches.*“ Bonn 1871.

Der Verfasser will damit in einfacher und für jeden, dem die botanischen Grundbegriffe nicht ganz abgehen, verständlicher Weise eine kurze und fassliche Darstellung seines in der Schrift: „Das Formentwicklungsgesetz im Pflanzenreiche“ ausgeführten Systemes geben.

Wie auf dem Titelblatt vermerkt, wurde auf wiederholtes Verlangen veröffentlicht: „Über den Satz Platons: *Dass, wenn es besser werden soll, entweder die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen werden müssen*“. Festrede am Geburtstag S. M. des Königs am 22. März 1868 beim Kgl. Lyzeum zu Braunsberg. Braunsberg 1869. Dieser paradox klingende Satz will nicht besagen, dass die Philosophie zu einer äusseren Macht gelangen, oder dass die Machthaber, ihre politische Tätigkeit aufgebend, sich aufs Philosophieren legen sollten, sondern die Regierungskunst und die Philosophie, welche die richtigen ewigen Prinzipien vertritt, sollen dasselbe sein; die Regierung soll von echt philosophischen Prinzipien geleitet, und jene höhere Anschauung der ewigen Wahrheiten, welche die Philosophie vertritt, soll nicht eine untätige und unwirksame Theorie sein. Dadurch soll ein solcher Zustand herbeigeführt werden, dass solche, die nicht beides in der rechten Weise miteinander zu verbinden vermögen, so wenig Anspruch auf den Namen eines Philosophen, als auf die Stellung eines Regierenden haben, und von selbst durch eine innere Notwendigkeit, nicht durch äusseren Zwang, von diesen höheren Ansprüchen ausgeschlossen bleiben. Nachdem dies festgestellt, wird gezeigt, wie die paradoxen und zum Teil unnatürlichen Forderungen Platons in seiner „Republik“ auf Gütergemeinschaft, auf Zerstörung des Familienlebens, auf Unterdrückung der individuellen Freiheit, in der Ordnung des christlichen Lebens und der Kirche ohne jene Gewaltsamkeiten und Unnatürlichkeiten verwirklicht sind, und mehr und mehr verwirklicht werden können; wie uns der Staat nicht mehr das alle individuelle Selbständigkeit, alle anderen Rechtsbestände Verschlingende ist, sondern Familie, Staat und Kirche selbständige nebeneinander und ineinander sich entwickeln. Somit ist die Forderung, dass die Philosophen regieren sollten, in anderer Weise freilich, als Plato es sich denken konnte, aber doch in seinem wahren Sinne, in dem Masse erfüllt, als Wissenschaft, Kunst und Leben von dem Geiste der ewigen himmlischen Wahrheit durchdrungen sind,

die Christus auf die Erde gebracht hat. Die ausgezeichnete Festrede schliesst mit dem Hinweis darauf, dass die Geschichte des preussischen Staates ein unvergängliches Zeugnis jener höheren Weisheit und Gerechtigkeit ist, die nach Platos Idee das Ruder der Regierung führen soll.

Die lebhafte Aufmerksamkeit, die er den Vorgängen auf kirchlichem Gebiete widmete, hinderte unsren streitbaren Gelehrten nicht an philosophischer Arbeit. Gleichzeitig mit der Katastrophe, welche so urplötzlich durch das absolutistisch überschlagende Autoritätsprinzip in der Kirche herbeigeführt wurde, war auf dem Gebiete der Philosophie in der Polemik zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer über die Grundlage der kritischen Philosophie Kants ein prinzipieller Kampf von nicht minderer Heftigkeit und Tragweite, wenn auch nicht so laut hervortretend, ausgebrochen. Die beiden Vorgänge hatten etwas Verwandtes. Angesichts des Infallibilitätsstreites musste die Welt sich mit Recht staunend fragen, ob denn in der katholischen Kirche das Bewusstsein über das eigene Wesen so abhanden gekommen sei, dass ein solcher Streit überhaupt möglich war. Auf der anderen Seite aber lag die Frage nahe, ob denn die doch durch seine Schriften uns vollständig zugängliche Doktrin des Trägers des modernen Denkens in sich so unklar sei, dass auch nur die Möglichkeit der Polemik zwischen den beiden hervorragenden Repräsentanten der Philosophie begreiflich erscheine. Die tiefeinschneidende Bedeutung dieser Polemik, deren Wichtigkeit durch die angedeutete Beziehung der beiden Prinzipienfragen im Gebiete der Autorität und der Kirche einerseits und des freien Denkens und der Philosophie anderseits noch erhöht wurde, veranlasste M. zur Herausgabe der Säkularschrift: „*Kant vor und nach dem Jahre 1770. Eine Kritik der gläubigen Vernunft.*“ Braunsberg 1871. Das Vorwort ist vom 18. Juli 1870 datiert. Infolge einer glücklichen Wendung des Krieges erschien das Buch noch in jenem Jahre. Wie in kirchlicher, so wollte M. auch in philosophischer Beziehung auf Verständigung und Versöhnung hinarbeiten, und durfte hoffen, durch diese Schrift im rechten Sinne Kants einen Beitrag zu Deutschlands innerer Wiedergeburt zu geben. — Das genannte Buch liefert durch die Darlegung des ganzen Entwicklungsganges Kants, wobei besonders seine erste Periode bis 1770 in ihrer inneren Beziehung zur zweiten berücksichtigt

wird, den Beweis, dass weder die ältere Denkweise, die Tredelenburg, noch die jüngere, die Kuno Fischer vertritt, dem wirklichen Kant wahrhaft gerecht wird, dass aber dieser in einer viel wesentlicheren Beziehung zur positiven Religion und zum Christentum steht, als diejenigen zu glauben scheinen, welche ihn gerade zum Träger der antichristlichen Richtung des modernen Geistes machen.

Als Parergon zum Kantbuche und zur Geschichte der Philosophie ist anzusehen die im Braunsberger Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1870/71 veröffentlichte Abhandlung: *De Immanuelis Kantii libello, qui de mundi sensibilis et intelligibilis forma et principiis inscribitur*. Braunsberg 1870. Darin trägt M. seine Meinung vor betreffend eine Differenz zwischen der Habilitationsschrift von 1770 und der elf Jahre später erschienenen Kritik der reinen Vernunft.

Mit der ähnlichen Schrift über das Pflanzenreich gehört zusammen: *Der Gedanke in der Gestaltung des Tierreiches. Eine neue Instanz gegen den Darwinismus und seine Herrschaft in Deutschland*. Bonn 1872. Als Ziel seiner Auseinandersetzung schwebt dem Verfasser vor „die Beantwortung der Frage, ob naturwissenschaftlich . . . der Mensch als ein Abkömmling des Affengeschlechtes betrachtet werden muss oder darf“. „Haben wir uns überzeugt, dass die beiden organischen Reiche, das Pflanzenreich und das Tierreich, nicht wie eine unendliche verworrene Menge zufälliger Gestaltungen vor dem Blicke des Forschers liegen bleiben, sondern dass ein Organisationsplan, eine Idee, sowohl einzelne Gestaltungen des einen und des anderen Reiches beherrscht, als auch die beiden Reiche untereinander in wesentliche innere Beziehung setzt, so tritt der Mensch oder der Menschenleib, in dem der vollendete Tierleib mit dem idealen Typus des Pflanzenwachstums verschmolzen ist, in sein Recht auch für das naturwissenschaftliche Bewusstsein wieder ein, und die in dem mosaischen Schöpfungsberichte enthaltene Offenbarungswahrheit hat ihre wissenschaftliche Rechtfertigung gefunden. Die Differenzierung der typisch auf vier reduzierten Bewegungswerkzeuge zu einem Paar Hände und einem Paar Füsse bedingt die ganze exakte Unterscheidung des Menschenleibes von den übrigen Säugetieren; die Stellung der unteren Extremitäten, die Breite des Beckens, die Lage des Kopfes auf der Wirbelsäule, des grossen Gehirnes

zum kleinen, alle wesentlichen Unterscheidungsmerkmale des menschlichen Baues haben in der einen Tatsache der Erektion der Achse aus der horizontalen in die senkrechte Richtung ihr Motiv; eben damit aber ist ja die typische Wachstumsrichtung der Pflanze ideal wieder aufgenommen.“ Speziell folgert M. aus seiner Darstellung, „dass die jetzt beliebte Zurückführung des Menschenleibes auf die Form des Affengeschlechtes naturwissenschaftlich unhaltbar“ sei.

In der später zu erwähnenden Abhandlung „Der Organismus und die Kirche“ hat M. seine Ansicht über das Gestaltungsprinzip im ganzen Organismus, die er in seinen Schriften: „Das Formentwicklungsge setz im Pflanzenreiche“ und „Der Gedanke in der Gestaltung des Pflanzenreichs“ sowie in der eben besprochenen: „Der Gedanke in der Gestaltung des Tierreichs“ ausführlich auseinandergesetzt, kurz zusammengefasst. Wenigstens das Wichtigste aus seiner interessanten Hypothese mag hier Platz finden: „Die Grundform der Pflanze können wir uns vergegenwärtigen durch ein junges, noch ganz einfaches, also nicht mit Seitenknospen und Sprossen versehenes Bäumchen; d. h. also, die Grundform ist eine in entgegengesetzter Richtung mit der unteren Spitze nach dem Zentrum der Erde, mit der oberen Spitze nach der Sonne, dem Zentrum unseres Weltsystemes, zuwachsende Achse, welche an dem oberen der Sonne zugewandten Ende unterhalb der emporwachsenden Spitze zu ihr peripherisch sich verhaltende seitliche Organe, die Blätter nämlich, in gesetzlicher Abfolge erzeugt, welche nicht selbst wieder eine fortwachsende Spitze, sondern ein in sich abgeschlossenes begrenztes Wachstum haben . . . Wie im Pflanzenreiche, so liegt auch im Tierreiche . . . eine typische Form als Zielpunkt und Massstab der ganzen Ausgestaltung des Organismus zugrunde, nämlich die Form einer um eine Mittellinie, die entweder nur gedacht ist, bei den Wirbellosen, oder materiell dargestellt, bei den Wirbeltieren; angedeutet zuerst in den Schnecken und vollkommen erreicht in den Säugetieren . . . Vergleichen wir nun die Wirbelsäule, um die sich rechts und links paarweise die Organe gliedern, mit der Achse der Pflanzen, so ergibt sich der Gegensatz der senkrechten Hauptrichtung bei der Pflanze und der wägrechten bei den Tieren, und dieser ebenso augenscheinliche wie tief ideal begründete Gegensatz ist es dann, der den rich-

tigen Blick in die Stellung des Menschen (menschlichen Leibes) zu oder über den beiden Stufen des Organismus eröffnet. Der Menschenleib ist die vollendetste Darstellung des tierischen Organismus, der aber unter die ideale Richtung der Pflanzenachse gestellt, d. h. aus der horizontalen in die senkrechte Richtung gebracht ist, sich aufgerichtet hat . . .“

Im Index Lectionum des Lyceum Hosianum für das Sommersemester 1874 veröffentlichte M. eine Studie über das *ἄπειρον* des Anaximander Milesius (geb. 611 v. Chr.): *De Anaximandri infinito disputatio*. Braunsberg 1874. Er polemisiert darin gegen den von Aristoteles zu sehr beeinflussten Zeller, der in der „Philos. der Griechen“ I, 180, 3. Aufl., das „Unendliche“ des Anaximander als die „unendliche Materie“ erklärt. Mehr an Schleiermacher und Brandis sich anschliessend, obschon er auch deren Abhängigkeit von Aristoteles noch für zu weitgehend hält, weist er als ein Missverständnis zurück, wenn man dem Anaximander einen unbegrenzten oder unbestimmten *Stoff* als Prinzip der Dinge unterschiebe. Tatsächlich behauptet er vielmehr, dass das Prinzip der wirklichen Dinge nicht ein einzelnes, sondern nur das Unendliche oder Unbegrenzte (denn eben der Gegensatz macht erst die Grenze und damit das Endliche) sein könne. Damit ist diese Gelegenheitsschrift eine Ergänzung und Vertiefung dessen, was der Verfasser in seiner Schrift über die Philosophie Platons (I, S. 66 ff.) geäussert hatte.

Gegen Häckels Anthropogenie, worin der Jenenser seine Entstehungslehre vom Menschen nach Darwinischen Grundsätzen entwickelt, verfasste M.: „*Haeckelogenie. Ein akademischer Protest gegen Häckels Anthropogenie*“. Bonn, 1875. Nicht gegen die Tatsachen kämpft M., sondern gegen die Aufstellung unrichtiger Tatsachen, nicht gegen die Deutung der Tatsachen, sondern gegen die unrichtige Verarbeitung derselben. Auf die naturwissenschaftlichen und philosophischen Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Dem Proteste gegen den Häckelismus kann man sich sehr wohl anschliessen, auch wenn man des Verfassers naturwissenschaftliche und philosophische Anschauungen im einzelnen nicht teilt. Denn es handelt sich hier nicht bloss um irgend eine, wenn auch sehr wichtige, Frage wissenschaftlicher und theoretischer Art, sondern um ein Attentat auf die Wahrheit der Offenbarung, auf die Grundlage der Religion und auf die Bedingung der Sittlichkeit, also um etwas eminent Reales und Praktisches.

Der Verfasser hatte die ihm nicht oft beschiedene Freude, dass bald eine zweite Auflage notwendig wurde, die im folgenden Jahre herauskam. Das Vorwort dazu erschien auch gesondert („für die Besitzer der ersten Auflage“) unter dem Titel: „*Kritische Abrechnung. Separatabdruck des Vorworts zur zweiten Auflage der Haeckelogenie*“. Bonn 1876.

Mit liebevollem Sinne nicht nur, sondern auch mit wissenschaftlichem Interesse betrachtete unser Gelehrter fortgesetzt das Naturleben und hatte sich schon frühe auf diesem Gebiete eingehende Kenntnisse erworben, die ihn in den Stand setzten, in Braunsberg neben den Vorlesungen in seinem Fache auch solche naturwissenschaftlicher Art zu halten. Diese Studien setzte er auch nach 1870, trotz seiner ausgedehnten und anstrengenden Wirksamkeit in der katholischen Opposition, fort. So begegnen wir jetzt der Schrift: „*Antidarwinistische Beobachtungen*“. Bonn, 1879. Das Buch enthält nicht eine direkte Kritik der Darwinschen Theorie, sondern es sind darin eine Reihe von Beobachtungen, besonders auf einem von ihm seit langem kultivierten Gebiete, in der Pflanzenwelt, die der Verfasser zum Teil selbst gemacht hatte, zusammengetragen, zu dem im Titel angedeuteten Zwecke. Diese Beobachtungen, so zeigt der Verfasser, passen nicht zu den Darwinschen Anschauungen, weisen vielmehr auf einen durch die Einzelheiten der organischen Schöpfung hindurchgehenden Grundgedanken hin. Die Beobachtungen betreffen: 1. Die Andeutung einer Gliederung in der Spreite der Gräser, welche als eine bisher übersehene Tatsache nachgewiesen wird. 2. Die Stellung der Cupuliferen im Pflanzensystem. 3. Eine merkwürdige Missbildung bei Taraxacum officinale. 4. Die rote Blüte bei Daucus Carota. 5. Gefüllte Blüten. 6. Das Zahlengesetz in der Pflanzenentwicklung. 7. Die Blüte von Passiflora. — Als Grundgedanke geht durch die streng wissenschaftlich vorgetragenen Beobachtungen hindurch die Nachweisung eines statischen Gesetzes zwischen der Entwicklung der Blüte und des Individuums. Ganz abgesehen von der Frage, ob alle Ausführungen wirklich in dem vom Verfasser intendierten Sinne beweisend sind, wird man das Buch als ein erfreuliches Zeichen der spekulativen Vielseitigkeit unseres Gelehrten begrüßen.

Den Titel, nicht den Inhalt, verdankt die Schrift: „*Die Philosophie des Bewusstseins*“, Bonn 1877, der „Philosophie des

Unbewussten“. Eine Philosophie des Unbewussten ist nach M. nur möglich gewesen, weil die Desorganisation des wissenschaftlichen Denkens durch lange Verjähzung in ähnlicher Weise in possessione ist, wie in der Kirche die Hierarchie. Beides hänge miteinander enge zusammen, und nur eine allgemeine Sammlung und Erhebung der Menschheit zu ihrem wahren Bewusstsein könne die glückliche Abschüttelung des einen wie des andern Joches zustande bringen. Darin erkennt er die wahre Aufgabe des wiedererstandenen deutschen Vaterlandes.

Die Tendenz der Schrift ist kurz folgende. Die ungläubige Richtung unserer fortschreitenden Wissenschaft hängt mit einer tatsächlichen Desorganisation des Denkens zusammen, welche aus dem *einseitig* in der Philosophie festgehaltenen aristotelischen Denkstandpunkte entsprungen ist. Diese tiefgreifende Behauptung soll das Buch durch die Richtigstellung der platonisch-aristotelischen Kritik erhärten, womit eine polemische Auseinandersetzung mit den ersten damaligen Fachautoritäten: Zeller, Peipers, Bonitz, Prantl usw. verbunden wird. Nicht aber ist deshalb Polemik das Hauptziel, sondern der positive Aufbau. Und weil das Resultat seiner Kritik dahin geht, dass die Beschuldigung einer Desorganisation des wissenschaftlichen Denkens durch die Philosophie greifbar gemacht wird durch den Nachweis der Abhängigkeit des individuellen Denkens von dem in der Sprache ausgeprägten Organismus, also auf den *λόγος* zunächst in seiner sprachlichen und grammatischen, weiterhin aber auch in seiner theologischen Bedeutung zurückgeht, so durfte der Verfasser annehmen, in gleichem Masse das philosophisch-kritische, grammatische und theologische Interesse durch sein Buch berührt zu haben, und zwar in einer praktisch eingreifenden Weise, indem die Schrift in die Beantwortung der Frage ausläuft: Welche Garantie bietet uns der gegenwärtige Stand der Philosophie, resp. der Wissenschaft, zunächst zu Berlin, für die Möglichkeit eines Reichsunterrichtsgesetzes? „Von einem Reichsunterrichtsgesetze erwarte ich aber . . . vor allem eine solche geistige Grundlage, welche die Einheit im Bewusstsein der Nation im Sinne der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu bewahren, resp. wiederherzustellen imstande ist, und nicht eher erachte ich die Grundlage des erneuten Deutschen Reiches und seine grosse Aufgabe für die

Zukunft der Menschheit für gesichert, als bis der Unterricht von der Volksschule bis zur Universität wieder auf ein und derselben Grundlage der Wahrheit steht, die nur eine ist. . . . Sollte ich daran verzweifeln, mit dem Nachweise durchzudringen, dass der Kampf auf Leben und Tod, der zwischen dem Wissen und dem Glauben besteht, auf einem nichts weniger als unverbesserlichen Fehler in der Anwendung unseres in der Sprache begründeten Denkorganismus . . . beruht? — Wenn wir mit dem Denken in Ordnung sind, so ist mir für den Sieg der wirklichen göttlichen Wahrheit in der Kirche nicht bange!“

Auch das Problem des vierdimensionalen Raumes zog M. in den Bereich seiner Betrachtung. Nachdem Kant den Gedanken ausgesprochen, dass es mehr als bloss drei Dimensionen geben könne, haben Mathematiker, wie Gauss und andere, diesen Gedanken weiter verfolgt, und endlich hatte Zöllner, gestützt auf Experimente mit dem spiritistischen Medium Sadle, eine mathematisch-metaphysische Hypothese aufgestellt und daraus die Möglichkeit von Vorgängen in der Sinnenwelt, die uns als Wunder erscheinen müssten, begreiflich zu machen gesucht. M. glaubte nicht, dass durch solche, immerhin zweifelhafte Experimente der Materialismus überwunden werden könnte. In diesem Sinne setzte er sich mit dem Leipziger Gelehrten auseinander in der Schrift: „*Ist die Annahme eines Raumes mit mehr als drei Dimensionen wissenschaftlich berechtigt? Eine an die Adresse des Herrn Prof. Dr. Zöllner zu Leipzig gerichtete Frage*“. Freiburg i. B. 1879. Der Widerspruch in den Grundvoraussetzungen hindert ihn aber nicht, dem genannten Naturforscher seine Anerkennung auszusprechen dafür, dass er sich nicht gescheut habe, die abergläubische Furcht der „exakten“ Wissenschaft vor dem Wunder abzutun, und freut sich, in ihm einen Mitarbeiter begrüssen zu können, der eine Versöhnung der Wissenschaft mit der Religion in die Wege leite, also das zurzeit für die Menschheit Notwendigste anbahne.

Platon hat seine Erkenntnistheorie entwickelt vornehmlich im Dialog „Theätet“. Nachdem M. schon früher in seiner „Philosophie Platons in ihrer inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit“ eine Analyse des Theätet gegeben, veröffentlichte er als Frucht seiner fortgesetzten platonischen Studien: „*Platons Theätet mit spezieller Beziehung auf den Kommentar von Dr. H. Schmidt in Fleckeisens Jahrbüchern für klassische Philologie* —

neunter und zwölfter Supplementband — *sowie auf Cartesius' Meditationen und Kants Kritik der reinen Vernunft als Grundlage einer richtigen Erkenntnislehre bearbeitet*“. Freiburg i. B., 1881. Nachdem M. zunächst die Frage nach der Zeit der Auffassung und dann die Personen des Dialogs besprochen hat, gibt er im ersten Hauptabschnitt seinen Kommentar und im zweiten Teil einen Überblick über die Entwicklung der Erkenntnistheorie von Cartesius bis Kant und zur Gegenwart, um im richtig verstandenen Platon die Grundlage für das Denken nachzuweisen.

Wir kommen nunmehr zu den folgenden zusammenfassenden Darstellungen seines theistisch-naturphilosophischen Systems: *Das Gesamtergebnis der Naturforschung denkend erfasst*. Freiburg i. B., 1885. Der Verfasser findet die Möglichkeit einer Durchführung der denkend erfassten Ergebnisse der Naturforschung einsteils darin, dass durch die Entwicklung der Naturwissenschaften nunmehr das Material vorliege, anderseits in seinem philosophischen Standpunkte, der nur scheinbar auf die platonische Idee, in Wirklichkeit auf den sokratischen Begriffsstandpunkt zurückführt. Seine Untersuchung zerlegt er in zehn Kapitel. Er hebt an mit der Gestaltung der Welt (Astronomie, Stoff, Bewegung), geht dann zu den drei Naturreichen und ihrem Verhältnisse zueinander über, bespricht darauf das Werden und die Geologie und behandelt weiterhin speziell den Menschen. Das Schlusskapitel tut einen Blick auf die Geschichte der Naturwissenschaft in ihrer Beziehung zur Geschichte der Philosophie und enthält eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des Materialismus von Lange.

Die Schrift enthält eine doppelte Polemik; zunächst eine solche gegen die modern-materialistische Naturerklärung, als deren nicht zu verneinende Konsequenz er die Darwinistische Hypothese von dem Entstehen des Menschen aus dem tierischen Organismus ansieht; sodann gegen die scholastische Naturphilosophie, in der er eine Annäherung an den Materialismus erblickt.

Den Grundgedanken der ganzen Ausführung fasst M. so zusammen:

„Die Erde, als der dritte in der Reihe der Planeten unseres Sonnensystems, ist der Punkt, wo das gestaltende Individualisationsprinzip ansetzen kann, um aus der scheinbaren Unendlichkeit des atomisierten und differenzierten Stoffes diejenige

lebendige Stoffverbindung, d. h. denjenigen Organismus zu gewinnen, der als der positive Contrepunkt dieser scheinbaren Unendlichkeit in der Synthese mit dem bewussten Geiste das wirklich Unendliche, den Schöpfer, seinen Willen und seine Absichten, erkennen könnte. Der Kristall ist die erste Wirkung des gestaltenden Individualisationsprinzipes, welche in ihrer typischen Form die Beherrschung des ganzen scheinbar unendlichen Raumes durch das gestaltende Individualisationsprinzip bezeugt, zugleich aber, als das in der ersten Wirkung Erstarrende, dass dasselbe einen Kampf ums Leben mit dem Tode unternommen hat. Daher gestaltet sich die lebendige Organisation so, dass nicht in einer Zelle eine typische Form ausgeprägt wird, wie im Kubus bei der Kristallisation, sondern dass die Zellverbindung den Organismus darstellt, der nun, weil einerseits das Moment des blossen Mechanismus und anderseits die Macht der Zeit und die Vergänglichkeit und der in die Reproduktion sich eindrängende Dualismus überwunden werden muss, in dem Gegensatze der beiden grossen Organisationen sich vollzieht, deren Zielpunkte wir nur im Menschenleibe verstehen. Der ideale Kampf im Pflanzenreiche findet seinen Abschluss in der dikotylen Baumform, als dem durchgesetzten Individuum nach der Urform der Pflanze; im Tierreiche, in dem vollkommenen Säugetier, aber nicht in einer Spitze, sondern in dem Gegensatze des Huftieres und des Krallentieres (des Pferdes und des Löwen etwa), welcher Gegensatz dann eben erst überwunden wird in der Form des Menschenleibes, indem der horizontal gestreckte Tierleib unter die ideale Form der Pflanze, des Baumes, gestellt wird. Das ist die reine Darstellung des Individuums im vollendeten lebendigen Organismus. Der Kampf kommt aber hinein durch die geschlechtliche Reproduktion, deren Bedeutung darin liegt, dass sie erstens, insoweit sie überhaupt Reproduktion, Lebenserneuerung, ist, als die Überwindung der den lebendigen Organismus über den Kristall hinaus beherrschenden Vergänglichkeit, d. h. der negativen Macht der Zeit, und zweitens, insoweit sie geschlechtliche Reproduktion ist, als die Überwindung der ins organische Leben zur Differenzierung des Elementarorgans eindringenden Herrschaft des Dualismus erscheint. Darauf, dass bei der Pflanze ihrer idealen Stellung entsprechend der geschlechtliche Prozess in der Blüte zur Grundlage einer ästhetisch-schönen Gestaltung

am Individuum gemacht wird, beruht die Entwicklung des Pflanzenreichs als des Kampfes um die typische Baumform und die typische Blütenform, welche beide den Grundcharakter der direkten kosmischen Beziehung zum Sonnensystem in sich tragen, während beim Tiere in demselben Masse, wie die geschlechtliche Reproduktion eine organische Notwendigkeit geworden ist, einerseits die ästhetischgestaltende Macht desselben am Individuum zurücktritt (der geschlechtliche Prozess mit der negativen Seite in der Gestaltung des Individuums verknüpft wird), anderseits aber das ganze Individuum unter diese Macht gestellt wird, was dann genau damit zusammenhängt, dass das Tier als Individuum in seiner typischen Gestaltung die kosmische Beziehung der Pflanze aufgibt und mehr an die irdischen Verhältnisse gebunden ist. So erfassen wir die ganze Tätigkeit des gestaltenden Individualisationsprinzipes vom Kristalle an, der durch die Feststellung der Aggregatzustände des ponderablen Stoffes in seinem Verhältnisse zum Imponderablen in der Bildung des Erdkörpers bedingt war, bis zum Menschenleibe, der als ideales Ziel der ganzen individualisierenden Gestaltung vor Augen steht, als ein zusammenhängendes Ganzes, als ein in sich abgeschlossener Kreislauf der Entwicklung und Gestaltung, der in Beziehung auf dies Ziel als ein idealer Kampf ums Dasein erscheint. Und wie Pflanze und Tier sowohl in ihrem Gestaltungsprozesse mit Rücksicht auf den in das Individuum eingreifenden geschlechtlichen Reproduktionsprozess ineinander übergreifen (ich bemerke noch ergänzend, dass gerade die den pflanzlichen Prozess beim Tier vermittelnden Organe, Magen, Lunge, Herz, zentral, die die tierische Bewegung vermittelnden Systeme, Muskeln, Knochen, exzentrisch angelegt sind, um dann im zentralisierten Nervensystem die volle Ausgleichung dieses Gegensatzes zu erreichen), als auch in ihrem Lebensprozess aufeinander angewiesen sind, indem die Pflanze den Sauerstoff ausscheidet, den das Tier braucht, und das Tier die Kohlensäure, die die Pflanze braucht, wobei der Umstand, dass auch die chlorophyllbildenden Pflanzen den Desoxydationsprozess nur am Tage beim Sonnenlicht vollziehen, auf den tiefinneren Zusammenhang hinweist, der in diesem ganzen Stoffwechsel und Assimilationsprozess, auf dem das Leben der Organismen beruht, mit der Erde, ihrer Stellung im Weltall und ihrer Stoffdifferenzierung stattfindet, und wie dann

ferner die ganze Organisation, insoweit kein Organismus als solcher etwas anderes sein kann, als stoffliche Raumerfüllung, in wesentlicher Beziehung steht zum Kubus, als der typischen Kristallform; so können wir in der Tat, wie wir mit einem Blick Himmel und Erde überschauen, von dem geistigen Standpunkte aus, den wir jetzt denkend gewonnen haben, die ganze Naturerscheinung auf den einen Prozess des die Störung, welche durch die Atomisierung und Differenzierung in den Urstoff gekommen ist, relativ bis zu dem Punkt, wo mit dem Menschenleibe das die ganze Erscheinung überschauende und bis auf den Urstoff zurückgehende denkende Prinzip eintritt, gestaltenden Individualisationsprinzipes zurückführen, wo wir dann an der Frage stehen, als was wir dann dieses gestaltende Prinzip selbst zu denken und wie wir das Verhältnis des denkenden Bewusstseins im Menschen in ihm zu verstehen haben. Die scheinbare Unendlichkeit, weder die räumliche und zeitliche, noch die in der makrokosmischen Gestaltung am Himmel und in der mikrokosmischen auf Erden, geniert uns nicht mehr, nachdem wir denkend das Prinzip erfasst haben.“

Wie manche andere Schriften, so ist auch dieses Buch nur schwer leserlich. Dieser Umstand — abgesehen von der ganzen Richtung — erklärt einigermassen die von M. wiederholt beklagte Ignorierung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen¹⁾.

Zwei Ergänzungen zu diesem grösseren Werke sind zu erwähnen. Zunächst der Vortrag über „*Die naturwissenschaft-*

¹⁾ Folgendes Zitat wird vielleicht den Leser interessieren. In seiner Geschichte der biologischen Theorien, II. Teil, Leipzig, 1909, S. 199 f., sagt Em. Radl: Eine ganz eigenartige Stellung unter den Bekämpfern der Entwicklungslehre nimmt F. Michelis ein. Ursprünglich katholischer Geistlicher (als ob er jemals etwas anderes gewesen wäre!), fand er an der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit Anstoss und wurde mit Döllinger Begründer der altkatholischen Religion (!); nebst theologischen Streitschriften verfasste er eine Reihe naturphilosophischer Abhandlungen, in welchen der Darwinismus prinzipiell verworfen und eine platonische Auffassung der Natur empfohlen wird. . . . Nach materiellen und formellen Einwendungen wird fortgefahrene: Trotzdem kann man sich nicht des Gedankens erwehren, dass es Michelis sehr ernst um die Darlegung seiner Philosophie und um den Kampf gegen Häckel war. Es folgt eine kurze Skizze seiner Anschauung, dann heisst es weiter: Mit solchen Theorien . . . war M. den Darwinisten unschädlich; sie konnten ihn nicht verstehen und gaben sich damit auch keine Mühe. So kam es, dass M. in der Wissenschaft nicht einmal angeführt wird.

liche Unhaltbarkeit der Darwinschen Hypothese". Heidelberg 1885. Hierin will M. den im „Gesamtergebnis“ versuchten Beweis, dass die Hypothese Darwins von der Entstehung der Arten durch Abstammung voneinander ihren Wert als naturwissenschaftliche Hypothese nicht zu behaupten vermag, in vereinfachter und populärer Weise entwickeln.

Ähnliche Bewandtnis hat es mit der zweiten Abhandlung. Kurz vor seinem Tode sandte M. das Manuskript zu der folgenden Schrift nach Heidelberg, die nicht lange nach seinem Ableben erschien: „Antidarwinismus. Webers Kritik der Weltansicht Du Bois Reymonds und Sachs, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie, zwei stumme Zeugen für die Richtigkeit meiner idealen Weltauffassung“. Heidelberg, 1886. Aus Dankbarkeit für die Geneigtheit, mit der im Jahre 1873, anlässlich seines Aufenthaltes in Heidelberg zum Zwecke der Förderung der katholischen Opposition, die Universität ihm für akademische Vorlesungen einen Hörsaal überliess, ist die Abhandlung „Der Heidelberger Universität zu ihrer Jubelfeier am 3. bis 8. August 1886 ehrfurchtvoll gewidmet“.

Gleichfalls im Todesjahr wurde veröffentlicht: *Aristotelis περὶ ἔργων librum pro restituendo totius philosophiae fundamento interpretatus est* F. M. Heidelberg, 1886. Zweck dieses Kommentars ist es, den inneren Zusammenhang zwischen Philosophie und Sprache und die Bedeutung der letzteren für die erstere aufzuzeigen.

III.

Im ersten Artikel fanden *alle* bis 1864 einschliesslich erschienenen Schriften Berücksichtigung. Der zweite Aufsatz befasste sich mit den von da ab erfolgten Publikationen *nicht-theologischen* Inhalts. In den folgenden Beiträgen sollen die theologischen Schriften von 1865 ab skizziert werden.

Um eine Vorstellung von der Umwandlung des Katholizismus in den Ultramontanismus zu erhalten, genügt es, den ersten Band der grossen Konzilsgeschichte von Prof. Dr. theol. et phil. Joh. Friedrich¹⁾ zu studieren. Dort findet man alles Wissenswerte in durchsichtiger Darstellung zusammengefasst. Auch der wegen seiner Verdienste um den Ultramontanismus

¹⁾ J. Friedrich, Gesch. d. Vat. Kzls. Erster Band. Vorgeschichte bis zur Eröffnung des Konzils. Bonn 1877.

mit dem Purpur beschenkte Kardinal Hergenröther erkannte in seiner Kritik die Richtigkeit dieser Exposition an und nur in der Beurteilung der ganzen Entwickelung wich er vom Verfasser ab¹⁾). Worin der Katholik eine Missbildung sieht, darin erblickt der Ultramontane die normale und richtige Gestaltung.

Zu denjenigen, die von Anfang an dieser verhängnisvollen Wendung entschieden ablehnend gegenüberstanden, die den werdenden nicht minder wie den dogmatisierten Ultramontanismus unablässig bis zum letzten Atemzuge bekämpften, gehört der Mann, dessen Name die Überschrift trägt. Sobald er sich über die ultramontanen Bestrebungen klar wurde, trat er nach dem Grundsätze *Principiis obsta* offen und mutig dagegen auf. Von jetzt ab haben alle seine Schriften, auch die philosophischen und naturwissenschaftlichen, eine altkatholische Note, indem er bei sich bietender Gelegenheit stets auf den kirchlichen Kampf zurückgeht. —

Wenn hier zunächst die Schrift: *Kirche oder Partei? Ein offenes und freies Wort an den deutschen Episkopat*, Münster 1865, erwähnt wird, so geschieht es aus dem Grunde, weil auch sie altkatholischen Charakter hat. Zwar wird darin die alsbald brennend werdende Frage nur an einer Stelle und beiläufig erwähnt, indem es Seite 26 heisst: „Über den Satz von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes will ich hier nicht streiten — obwohl es zu verwundern ist, wie sich die Tatsache damit vereinigt, dass bis heute noch so ziemlich in allen Katechismen zu lesen ist, dass die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes *kein* katholisches Dogma ist.“ Es ist aber die Münchener Gelehrtenversammlung vom Jahre 1863, an deren Zustandekommen und Durchführung Michelis einen lebhaften Anteil nahm, mehr und mehr als eine Art Vorspiel und Gegenstück zum Vatikanum erkannt worden²⁾). Im Anschluss an diese Versammlung entstand ein heftiger Federkrieg, an dem M. sich sofort mit der oben genannten Schrift beteiligte. Aber vergebens machte er die Bischöfe aufmerksam auf „den Krankheitszustand der Kirche“, auf die „innere Verrenkung und Verschiebung der wahren Verhältnisse in der Kirche, schlimmer

¹⁾ Siehe das Vorwort zum zweiten Bande der Konzilsgesch., Bonn 1883.

²⁾ Das Nähere siehe bei J. Friedrich, Kz. Gesch. I, 284 ff. Michelis äusserte sich über die Gelehrtenversammlung auch im D. Merkur 1879, 352; 1883, 343.

als die verwirrtesten Zustände des Mittelalters⁴. Ausgehend vom Begriffe des Organismus weist er darauf hin, dass aus dem *krankhaften* Tendieren zum Zentrum ein Ultramontanismus entspringe, zu dem er sich nicht bekennen könne. Aber er predigte tauben Ohren und feigen Seelen. Die Partei trat an die Stelle der Kirche, ein Zustand, der 1870 dogmatisiert wurde.

Im Anhange liess er einen für die „Historisch-politischen Blätter“ bestimmten Bericht über die Gelehrtenversammlung abdrucken, in dem eine „jüngere Münchener Schule“ erwähnt wird. Jörg nahm zwar den Artikel nicht an, freute sich aber ausserordentlich über diese Erfindung, die er selbst wieder in „Jung-München“ umgoss, und die fortan zu einem stehenden Schlagwort der Partei wurde¹⁾.

Alsbald erschienen zwei Gegenschriften. Die erste von Hergenröther: Kirche und nicht Partei. Eine Antwort auf die jüngste Broschüre des Herrn Dr. F. Michelis, Würzburg 1865, ist unserm Gelehrten auffallenderweise erst 1872 bekannt geworden. Er antwortete darauf im Anhang zu dem später zu besprechenden Würzburger Vortrag „Zur Unfehlbarkeit etc.“. Die zweite Gegenschrift ist von Moufang: Die Kirche und die Versammlung katholischer Gelehrten. Eine Erwiderung der Schrift des Dr. Michelis: Kirche oder Partei. Nebst zwei Beilagen. Mainz 1864. Als Antwort veröffentlichte Michelis: *Parergon an die Adresse des Mainzer Katholiken und des Domkapitulars und Seminarregens Moufang insbesondere*. Braunsberg 1865. Hierin verbreitet sich der Verfasser über die Bedeutung der kirchlichen Autorität und der kirchlichen Wissenschaft, spricht von der prätendierten Alleinherrschaft der Scholastik und verteidigt sich gegen mehrere Vorwürfe Moufangs. Eine Stelle über die Jesuiten mag als in der Gegenwart besonders interessant wörtlich angeführt werden: „Ich habe ein teures Vermächtnis von meinem seligen Bruder Eduard, an dessen kirchlichem Sinne wohl keiner zweifeln wird, versiegelt mit Wort und Handschlag auf dem Todesbette . . . Ein Teil dieses Vermächtnisses ist folgendes Wort über den Jesuitenorden, dem er bekanntlich nicht abhold war. Die Jesuiten, meinte er, haben ein Recht, nach Deutschland zu kommen, und sie werden

¹⁾ Friedrich, Döll. Biogr. III, 330.

der Kirche zum Heile gereichen, wenn sie nach Deutschland kommen, um in Deutschland etwas zu lernen; anders freilich, wenn sie nach Deutschland kommen, um Deutschland zu hofmeistern.“ — Wie steht's nun heute? —

Im folgenden Jahre fand M. Gelegenheit, sich über die Unfehlbarkeit ex professo auszusprechen. In Aachen erschien ein Schriftchen unter dem Titel: „Die Lehrmeinung von der Unfehlbarkeit des Papstes und ihre Erhebung zu einem Dogma. Zur Orientierung für katholische Laien, von Dr. K.“ Der Verfasser, Dr. phil. L. Küpper, der später, soweit bekannt, gar nicht Infallibilist, sondern Redakteur eines nicht ultramontanen Elsässer Blattes geworden ist¹⁾), bot in seiner unbedeutenden Abhandlung im wesentlichen einen Auszug aus Philipps und Perrone. M. aber nahm die Sache sehr ernst, er hielt die Broschüre für einen „Fühler“ der Partei, und mit dem zornigen Rufe: „Wer ist der Dr. K.? Eine Gewissensfrage an die katholischen Theologen Deutschlands“ (Münster 1866), erschien er auf dem Kampfplatz. Seine Ausführungen sind auch heute noch lesenswert. Denn mit Nachdruck weist er darauf hin, dass durch ein derartiges Dogma die von Christus in seiner Kirche grundgelegte Ordnung vernichtet werde. Der ärgste Feind der Kirche würde keinen bessern Weg, ihr zu schaden, auffinden können, als den, der in diesem Pamphlete betreten sei. „Deshalb,“ so fasst er seinen Protest zusammen, „da die Bischöfe scheinen die Sache ihren Gang gehen zu lassen, richte ich an die Theologen Deutschlands nicht in frecher Anmassung, sondern im beängstigten Gewissen die Gewissensfrage: Ob es noch katholisch ist, den Episkopat als einen integrierenden Teil des unfehlbaren Lehramtes zu verleugnen? Dixi et salvavi animam meam.“

Sofort nach der Ankündigung des Konzils veröffentlichte er: 50 Thesen über die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart. Braunsberg 1867. Sie betreffen namentlich folgende Punkte: Begriff, Organisation und Aufgabe der Kirche, Synodalwesen, Revision des kanonischen Rechts; Verhältnis der Kirche zum Staate; Schule und Ehegesetzgebung; Gewissensfreiheit; Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft und zur industriellen Entwicklung; Vereinswesen, Ordenswesen; Reformen.

¹⁾ „Deutscher Merkur“ 1886, 202.

Uns interessieren hier besonders folgende Stellen: „Christus hat der Kirche eine Verfassung gegeben, die also unmittelbar göttlichen Ursprungs und für den Bestand der Kirche unabänderlich ist. Diese Verfassung hat die Form einer durch die legitimen Vertreter der Gesamtkirche beschränkten Monarchie. Sowohl Petrus wie die übrigen Apostel, sowohl der Papst wie die Bischöfe haben ihre Vollmacht unmittelbar von Christus; die übrigen Apostel nicht getrennt von Petrus, aber auch nicht durch Petrus, sondern wie Petrus unmittelbar von Christus... In der Verfassung der Kirche ist vor allem anerkannt, dass alle Souveränität in Gott ruht und gründet, und alle menschliche Souveränität nur eine stellvertretende sein kann. Diese stellvertretende Souveränität aber, deren höchstes Vorrecht in der gesetzgebenden Gewalt besteht, ist in der Kirche zwischen dem Papst und den Bischöfen, zwischen dem Höchstregierenden und den Vertretern der Gesamtheit geteilt, wie es in jeder guten Verfassung sein muss¹⁾). Die Verfassung der Kirche ist also

¹⁾ Im „Theol. Literaturblatt“ (1868, 59 ff., 89 ff., 121 ff.) hat der leider viel zu frühe verstorbene Oberlehrer Theodor Stumpf in Koblenz (siehe den Nachruf in Reuschs Predigten S. 501 ff.) die Thesen einer ausgedehnten und scharfsinnigen Analyse und Besprechung unterzogen, so dass seine Worte auch heute noch alle Beachtung verdienen. Der Wichtigkeit der Sache wegen mag es gestattet sein, hier eine Stelle daraus mitzuteilen, die geeignet ist, die im Texte vertretene Auffassung zu berichtigen und zu vertiefen: „Es scheint hiernach, als denke sich M. Bischöfe und Papst in demselben Verhältnis zueinander, wie es zwischen Parlament und Regierung besteht. In Wirklichkeit aber sind die Bischöfe *Teilhaber* an der eigentlichen Regierungsgewalt, nicht „Vertreter“ der Gesamtkirche. Eine Volksvertretung kann streng genommen nicht als Teilhaberin der Souveränität bezeichnet werden, und ihre Teilnahme an der Gesetzgebung hat ideell nur die Bedeutung, eine Gewähr dafür zu verleihen, dass die souveräne Gewalt das Gesetz nur in Übereinstimmung mit dem Rechtsgefühl der Untergebenen gibt. Das Gesetz aber *gibt* der Idee nach die Regierung allein, nicht die Volksvertretung mit der Regierung. Wenn aber in Übereinstimmung der Bischöfe und des Papstes ein kirchliches Gesetz gegeben wird, so ist nicht der Papst allein der Gesetzgeber, sondern die Gesamtheit aller, den Papst inbegriffen, da alle die Regierung der Kirche bilden, und die formelle Bestätigung des Papstes, ohne die ein allgemeines Kirchengericht nicht gültig werden kann, hat nur die Bedeutung einer Erklärung, dass das Gesetz ein Ausfluss der einzigen Kirchengewalt ist. Die ökumenische Synode selbst ist es (den Papst inbegriffen), welche kraft der ihr innenwohnenden Gewalt beschliesst und verfügt. Dass nur Dinge, welche dem Rechte anheimfallen, Gegenstände eines Majoritätsbeschlusses werden können, in Glaubenssachen aber nur ein Erkenntnis aller das Dogma be-

nicht absolutistisch, und wenn der Satz von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, wie es bei vielen Theologen in der Tat der Fall zu sein scheint, im absolutistischen Sinne genommen, d. h. der berechtigte Anteil des Episkopates an der Lehrgewalt und an der höchsten gesetzgebenden Gewalt überhaupt in der Kirche zu einer blossen Fiktion gemacht wird, so wird dadurch die von Christus seiner Kirche gegebene Verfassung selbst aufgehoben: Diejenigen, welche in einer solchen Definition der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes das Heil- und Rettungsmittel der Kirche erblicken, wissen nicht, was sie tun, und schaden ihr mehr, als ihre ärgsten Feinde. Von der unwandelbaren, von Christus gegebenen Verfassung der Kirche ist wohl zu unterscheiden der Grad der Reinheit und Wahr-

kundet, bedarf wohl keiner Erwähnung. Der Papst ist zunächst, was alle anderen Bischöfe, Bischof, und zwar Bischof von Rom; als Nachfolger Petri, des Hauptes der Apostel, hat er aber die eigentümliche Vollmacht, die Einheit des kirchlichen Lebens endgültig zu behaupten. Er tut das vor allem, indem er die einheitliche Ausführung der kirchlichen Gesetze überwacht und jede Abweichung von der formulierten Kirchenlehre, jeden inneren Zwiespalt belehrend, ermahnd, schlichtend und richtend beseitigt. Insofern jedoch sein Beruf, jene Behauptung der Einheit, also auch die Förderung der einheitlichen Ausbreitung der Kirche, es notwendig macht, kann er auch allgemeine (und spezielle) Gesetze, sowie Erklärungen über nicht formulierte Lehren erlassen und überhaupt alle Akte kirchlicher Vollgewalt ausüben. Da aber seine Gewalt niemals die der Gesamtheit der Bischöfe *aufheben* kann, so handelt er in diesen Fällen zugleich kraft eigenen Rechtes (als derjenige Bischof nämlich, ohne den in der Kirche nichts endgültig festgestellt werden kann, und der jede Ausschreitung zur Einheit zurückzuführen hat) *und* als geborener *Vertreter* der gesamten Regierungsgewalt der Kirche, und seine Verfügungen sind nur insofern allgemeingültig und unaufhebbar, als sie die gemeinsame Überzeugung des gesamten, respektive der Majorität des Episkopates voraussetzen oder enthalten. So sind denn die Bischöfe in diesem Falle nicht *schlechthin* Untertanen des *Papstes*; auch dann, wenn sie einer solchen Anweisung des Papstes Folge leisten, unterwerfen sie sich im Grunde der durch den Papst ausgesprochenen Erklärung des Gesamtwillens der Kirchengewalt, von der sie selber ein Teil sind. In ihren Diözesen regieren sie kraft eigenen Rechtes, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass sie im lebendigen Einheitsverbande der Kirche stehen. Auch vor dieser Anschauung ist, wie in M.'s Augen, „Papal- und Episkopalsystem [d. h. der Streit darüber] ein überwundener Standpunkt“ und jeder kirchliche „Absolutismus“ ein Unding. Es war mir nur darum zu tun, jene falsche Analogie zwischen der kirchlichen Verfassung und dem konstitutionellen Regimenter, welche M.'s These nahelegt, abzuweisen und der eigentümlichen Natur des kirchlichen Organismus gerechter zu werden, als es M. gelungen ist.“

heit, in dem diese Verfassung in ihren menschlichen Trägern, historisch, nicht bloss persönlich, zum Ausdruck gekommen ist. So falsch es ist, den Primat Petri und seiner Nachfolger vom Anfange an und in den ersten Jahrhunderten der Kirche deshalb zu erkennen, weil er, durchaus dem natürlichen Gange der organisch-historischen Entwicklung gemäss, in der Idee der Gesamtkirche noch in weniger scharfen Formen hervortrat, so wenig darf die anscheinend absolut monarchische Stellung, welche das Papsttum durch seine welthistorische Aufgabe im Mittelalter in der Kirche bekam, und von der ein Schimmer auf die dann folgenden Jahrhunderte der bureaucratischen Verwaltung der Kirche zurückfiel, mit der Verfassung der Kirche selbst verwechselt werden. Wer heute den Streit über Papal- und Episkopalsystem nicht als einen überwundenen Standpunkt erkennt und daher die in der Gegenwart gegebene Möglichkeit der reinen Durchführung der Verfassungsidee der Kirche nicht ergreift, von dem muss man sagen, dass er die Vergangenheit und die Geschichte nicht versteht, und dass er daher auch keine Stimme bei der Entscheidung über die Gegenwart und Zukunft haben sollte.“

Über den sonstigen Inhalt der auch heute noch lesenswerten Schrift möge folgender Auszug orientieren: „Eine Revision des kanonischen Rechts erscheint den veränderten sozialen und politischen Zuständen gegenüber als ein unabsehbares Bedürfnis . . . Es liegt durchaus im wahren Interesse der Kirche, auch den Schein des Zwanges in Gewissens- und Glaubenssachen sorgfältig zu vermeiden . . . Das einzige wahre Hindernis, welches der Erneuerung der Wissenschaft in der Kirche entgegensteht, ist das Vorurteil, als ob die mittelalterlich-scholastische Wissenschaft heute noch als eine genügende Grundlage der kirchlichen Wissenschaft bestehen könne, und das dringendste Bedürfnis ist eine authentische Erklärung der Lehrgewalt zugunsten der Freiheit der Wissenschaft, der Freiheit, nicht von der absoluten Wahrheit des Dogmas, welches die Kirche vertritt, sondern von der beschränkten Form einer Schule, die mit der Kirche nicht identifiziert werden darf. Die scheinbare Alleinherrschaft, welche die mittelalterliche Schule und speziell die Philosophie des hl. Thomas in den letzten Jahrhunderten in der Kirche bekommen hat, hängt genau zusammen mit der Entwicklung der absolutistisch-bureaucratischen Re-

gierungsform der Kirche. So wenig wie diese mit dem Wesen der Kirche verwechselt, als ihre wahre Verfassung betrachtet werden darf, und so wenig wie in dieser heute die Kirche ihre Aufgabe in der Menschheit lösen kann, so wenig darf die Scholastik als die kirchliche Wissenschaft schlechthin betrachtet werden; sie ist wie jene eine geschichtliche Erscheinung, die als solche richtig gewürdigt werden muss. Das bevorstehende Konzil ist ganz danach angetan, eine grosse weltgeschichtliche Bedeutung zu bekommen, die keine andere sein kann, als durch die Durchführung der Reformation in der Kirche das Zeitalter der Revolution abzuschliessen.“ Die letzte These ist der Satz: „*Divina providentia et humana perturbatione regitur mundus.*“

Über die Thesen im allgemeinen urteilt Prof. Friedrich¹⁾ kurz und treffend folgendermassen: „Sie sind, das müssen wohl auch die heute dem Vatikanismus ergebenen deutschen Theologen und Bischöfe noch anerkennen, fast in allen Punkten das Programm, das der nichtultramontanen theologischen Welt wie dem noch etwas selbständigeren Teil des deutschen Episkopats vorschwebte, und die Ideen, welche darin ausgesprochen sind, klingen mehr oder weniger deutlich und bestimmt aus den Konzilsschriften der deutschen Theologen und den Postulaten der Bischöfe wider. Es wird sein Verdienst bleiben, in wenig Worten und scharfen Umrissen die Übelstände in der Kirche, die Gefahren, in denen sie sich befindet, und die Heilmittel angezeigt zu haben, welche ihr allein helfen können. Er betonte mit Recht, dass sie nicht dort liegen, wo die Partei sie sucht, und bei dieser Gelegenheit kommt denn auch die alte Tradition der deutschen Theologie durch ihn wieder zum Worte... Allein die Schwäche der M.'schen Schrift lag darin, dass sie nur Thesen aussprach, und er auf der anderen Seite gleich den übrigen deutschen Theologen den Streit über das Papal- und Episkopalsystem für einen überwundenen Standpunkt betrachtete. Darüber brauchte man dann auch nicht mehr zu streiten, und so verfuhr auch die deutsche Theologie, obschon die Partei mit immer grösserem Lärm den Streit aufs neue anfachte.“

Begreiflicherweise erregte die Schrift grosses Aufsehen. Der „Literarische Handweiser“ von Hülskamp²⁾ bemerkte:

¹⁾ J. Friedrich, Gesch. d. Vat. Kzls., II. Band. Bonn 1883, S. 24 ff.

²⁾ 1867, S. 541.

„Das Schriftchen muss wegen eines Teiles seines Inhaltes in Rom zweifelsohne verboten werden.“ Der Münchener Nuntius Meglia berichtete darüber nach Rom, wobei er den Inhalt der Thesen teils übertrieb, teils falsch analysierte¹⁾. Am 11. Mai 1868 wurde das Büchlein auf den Index gesetzt. Es ist die einzige Schrift von M., die auf das Verzeichnis der verbotenen Bücher gesetzt wurde²⁾.

M. erfuhr das Verbot der Thesen aus den Zeitungen. Er liess nun sofort eine „Zweite, mit einem Appell von der römischen Index-Kongregation an den Bischof von Münster als meine nächste zustehende Behörde vermehrte Auflage“ erscheinen. Die Berufung an den Bischof von Münster war darin begründet, dass er bei seiner Versetzung nach Braunsberg nicht förmlich aus seiner Heimatdiözese Münster ausgetreten war. In diesem „Appell“ sagt er u. a.: „Die Veröffentlichung jener Thesen war das Werk einer ruhigen, reiflichen, von Gewissensgründen geleiteten und von Gebet begleiteten Überlegung. Ich stehe jetzt in meinem 53. Lebensjahr; mein sittlicher und mein priesterlicher Wandel liegt vor den Augen meiner vorgesetzten Behörden, meiner Confratres und meiner Mitbürger; was meine Bestrebungen angeht, so weiss ich nicht, dass ich je in meinem Leben etwas anderes gesucht und je ein anderes Interesse gehabt habe, als die Förderung der Menschheit in der Kirche; was endlich meinen katholischen Glauben angeht, so bin ich mit Gott jeden Augenblick bereit, für jedes Atom meines katholischen Bekenntnisses mein Leben dahinzugeben. Dass meine Auffassung der Sachlage und der Zeitverhältnisse den augenblicklich an massgebender Stelle herrschenden Prinzipien und Anschauungen nicht entspricht, weiss ich, und eben um diesen meiner und nicht bloss meiner, sondern, soweit meine Erfahrung reicht, bei uns ziemlich allgemeiner Überzeugung nach nicht richtigen Prinzipien gegenüber die im katholischen Glauben und im Wesen der Kirche begründete und gewährleistete Freiheit der individuellen Auffassung zu wahren, bin ich zu jener Veröffentlichung geschritten. Ich kannte die Folgen, denen ich mich möglicherweise aussetzte, und ich würde den Kampf nicht aufgenommen haben, wenn ich gewillt wäre, ihm auszu-

¹⁾ Friedrich, Gesch. d. Vat. Kzls., II, 24.

²⁾ Reusch, Der Index II, 1171.

weichen... Der Bestand und das Verfahren der römischen Index-Kongregation, wie es jetzt ist, und wie ich es in diesem Augenblick tatsächlich erfahren, ist ein schlechthin ungerechtes, auf keinem Rechtsprinzip beruhendes, jeder Gerechtigkeit Hohn sprechendes; ... es ist auch ein dem Sinne der Kirche nicht entsprechendes; es ist nur ein Krankheitssymptom in der Kirche... In ihrem jetzigen Bestande und Verfahren gibt die Index-Kongregation die Kirche Gottes auf Erden nicht bloss dem Hohne der Böswilligen, den man tragen muss, sondern auch der Verachtung der Vernünftigen preis, was nicht zu sein braucht... Allein durch das Verfahren gegen Galilei hat die Index-Kongregation der Kirche vielleicht mehr geschadet, als alle Häresien der neueren Zeit zusammen... Rechtsschutz ist das Erste und das Geringste, was jedes Individuum von der geordneten Gesellschaft erwarten kann. Der katholische Gelehrte ist jetzt in seinem ganzen geistigen und sittlichen Sein ohne jeden Rechtsschutz den Entscheidungen einer Behörde preisgegeben, welche einerseits keine dogmatische Autorität in Anspruch nimmt und anderseits in der Meinung der Menschen doch mit einer solchen umkleidet ist... Jetzt sind die Hexenprozesse abgetan und die Inquisition ist abgetan; ich vertraue, dass die Zeit für die Kirche kommen werde, wo der geistige Mord eines redlich strebenden katholischen Gelehrten durch kanonische Formen, die jedes Rechtsprinzips entbehren, abgetan sein wird.“

Es erregte natürlich grosse Verwunderung, als bald nach der Veröffentlichung dieser geharnischten Erklärung bekannt wurde, dass Michelis sich dem Dekrete der Index-Kongregation unterworfen habe. Er selbst sagt darüber in der später zu erwähnenden „Predigt eines Minderbruders“ vom Jahre 1869: „Ich benutze die noch freie letzte Seite, um schon jetzt mitzuteilen, dass ich jeden geeigneten Weg ergreifen werde, um die Angelegenheit meiner durch den Index notierten Thesen vor das Konzil zu bringen und so zur Revision der Index-Kongregation einen weiteren Anstoss zu geben... Die zweite Ausgabe mit der Vorrede war ein der Form nach falscher, aber ein absichtlich getaner falscher Schritt, ein alleräusserstes Mittel, um eine Reaktion von seiten des Episkopates gegen das Verfahren der Kongregation zuwege zu bringen. Nachdem dieser Schritt sich als erfolglos erwies, habe ich revoziert mit dem ausdrück-

lichen Vorbehalt, dass diese Revokation nur die Bedeutung eines disziplinären Aktes des Gehorsams gegen die kirchliche Behörde habe. Zugleich aber habe ich mich zweimal an den Kardinal de Luca als Vorsitzer der Kongregation, ferner an den Bischof von Münster, an das dortige Generalvikariat und an den Bischof von Ermland mit der schriftlichen Bitte gewandt, mir wenigstens hinterher zu meiner Beruhigung *privatum* die Punkte anzuzeigen, die in meinen Thesen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zuwiderliefen, ohne bis jetzt auch nur die allerleiseste Andeutung zur Beantwortung dieser Frage zu bekommen. Ich trage das Bewusstsein in mir, korrekt gehandelt zu haben, und hoffe deshalb zu Gott, des weiteren durchzudringen.“ Ein Katholik und Priester wie Michelis durfte so reden. In Rom hat man übrigens seine Unterwerfung nicht als genügend angesehen; denn das sonst übliche Laudabiliter se subiect fehlt bei seiner Schrift.

Die eben erwähnte Schrift heisst: „*Die Versuchung Christi und die Versuchung der Kirche. Predigt eines Minderbruders über Matth. 4, 1—10.*“ Braunsberg 1869. Sie trägt das Motto: Ich liebe aufrichtig Gott und alle Menschen, aber ich hasse gründlich alle Teufelei und — Anonymität. Anknüpfend an das Evangelium von der Versuchung rechtfertigt der Autor seine Parallelen mit den Worten: „Wenn wir im wahrhaften Glauben den Gedanken ertragen lernen müssen, dass der Gottmensch in die Versuchung des Teufels sich hingegeben hat, so dürfen wir auch vor dem Gedanken nicht mehr zurückschrecken, dass die Kirche Christi, und zwar auch die Kirche als Ganzes, insoweit sie die streitende Kirche auf Erden ist, der Versuchung des Teufels ausgesetzt sei.“ Sein Thema aber lautet: „dass die von einigen von dem bevorstehenden Konzil verlangte und erwartete Dogmatisierung der Meinung von der Unfehlbarkeit des Papstes ein oder vielmehr der Höhepunkt der Versuchung ist, welche der Teufel in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung der streitenden Kirche bereitet“.

In der ersten Periode der Geschichte der Kirche, so lässt sich vielleicht das Wichtigste seiner grosszügigen Geschichtsdarlegung zusammenfassen, überwiegt die Idee der Kirche als der einer grossen Liebesgemeinschaft in der Menschheit. Das Charakteristische in der zweiten Periode ist die Herausbildung der universalen Einheitsidee der Kirche in der Form des mittel-

alterlichen Papsttums. Die Idee einer freien Liebesgemeinschaft tritt zurück, und die Kirche erscheint nunmehr in der Form einer absoluten Monarchie, der zur Durchführung ihrer Zwecke der Staat mit seiner Polizeigewalt und alle Mittel der menschlichen Gesellschaft zu Gebote standen. Diese Umwandlung, wie sie nicht nach idealer Seite schlechthin ein Fortschritt war, ist auch nicht auf dem ruhigen und friedlichen Wege organischen Wachstums vor sich gegangen, sondern ist das Werk der gewaltigen Politiker auf dem päpstlichen Stuhle. Das, was das mittelalterliche Papsttum realisieren wollte, die universale Einheitsidee der Kirche als Basis der höchsten Entwicklung der Menschheit, das lag im Wesen der Kirche und ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung begründet. Die gewaltsame Erhebung aber des Papsttums, das alle zu Gebote stehenden Mittel ohne zarte Rücksicht auf die höhere Idee und Moral des Evangeliums benützte, ist zu einer inneren Zerrüttung der Kirche ausgeschlagen, deren tiefste Nachwehen wir eben in der Versuchung empfinden, die in der Gegenwart, wie nie zuvor, an die Kirche herantritt.... In der nachfolgenden Zeit trat der Gedanke der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern als der leitende sittliche Grundgedanke der weiteren Entwicklung der Menschheit hervor. Die Versuchung, welche für die Kirche als Ganzes in der weltgeschichtlichen Stellung lag, die ihr durch das Papsttum im Mittelalter gegeben wurde, hat sie überwunden oder wenigstens überstanden, indem sie den Gedanken der Reformation nicht von sich abwies. Aber dieselbe Versuchung kehrt jetzt in anderer, äußerlich unscheinbarer, innerlich viel eigentlicherer Weise wieder. Es ist jetzt im weltgeschichtlichen Entwicklungsgange an die Kirche im Primate, als ihrem Einheitspunkte, die Frage gestellt, ob sie den Gedanken der Reformation an Haupt und Gliedern wahrhaft ergreifen und vollziehen, oder ob sie, die aus dem mittelalterlichen Verhältnisse überkommene überspannte Stellung des Primates, die ein rein zufälliges geschichtliches Moment ist, verabsolutierend, das Werk Christi in sich zerstören und sich auf Nichts stellen will, so wie der Versucher von dem Erlöser verlangte, er solle sich von der Zinne des Tempels stürzen. Somit stehen wir vor einer Krisis, wie sie so intensiv in keinem Momente der bisherigen Geschichte der Kirche dagewesen ist. Grund genug, eingedenk der menschlichen Schwäche, zu beten,

„dass Gott den apostolischen Oberhirten und alle kirchlichen Stände in der heiligen Religion erhalten wolle“.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erregte der Berliner protestantische Pfarrer Knak einigermassen Aufsehen durch seine Erklärung gegen das kopernikanische System, weil es der Bibellehre widerspreche. Dies wurde Veranlassung zur Veröffentlichung der Schrift: *Vernünftige Unterhaltung eines Berliner Katholiken und Protestant über Knak.* Berlin 1868. M. führt darin folgendes aus: Zunächst ist das neue Welt- system von einem Katholiken, und zwar in Übereinstimmung mit dem katholischen Erkenntnisprinzip und mit Anerkennung der kirchlichen Autoritäten, aufgestellt worden. Zweitens ging der Widerspruch ursprünglich allein von den Reformatoren (Luther und besonders Melanchthon) aus auf Grundlage des allein gültigen Buchstabens der hl. Schrift. Drittens wurde der von Wittenberg ausgehende Widerstand nachträglich auf die katholische Kirche übertragen, wobei der Fall Galilei in möglichst harmlosem Lichte dargestellt wird. Den Hauptnachdruck legt M. auf den wesentlichen Unterschied, „dass die Reformatoren, wenn sie ihr Prinzip von der unbedingten Geltung des Buchstabens der hl. Schrift aufrecht halten wollten, dem geistigen und wissenschaftlichen Fortschritt entgegentreten mussten, umgekehrt aber in der alten Kirche wohl eine wie immer tadelnswerte Nichtbetätigung des wahren Prinzipes durch die Schuld der Menschen oder der Umstände eintreten, nie und nimmer aber dadurch das in ihr vorhandene wahre Prinzip aufgehoben oder an sich verleugnet werden konnte“. So kommt unser Gelehrter unwillkürlich auf die damals brennend werdende Frage des Verhältnisses von Pramat und Episkopat sowie auf die Bedeutung der Konzilien zu reden und weist die Garantien nach, die in der richtig gefassten katholischen Anschauung geboten sind. Weiterhin wird die Frage der Vereinbarkeit von Offenbarung und Naturwissenschaft ventiliert, wie sie durch das Auftreten von Karl Vogt von neuem aufgeworfen worden war. Hierbei findet M. Gelegenheit, in populären Worten für die höhere Natur des Menschen einzutreten.

MENN.

(Fortsetzung folgt.)
